

Wahr ist egal, gut muss die Geschichte sein

Henning Albrechts exzellenter Biographie gelingt es, dem Künstleroriginal Horst Janssen gerecht zu werden

Das Beste ist, man legt sich ein kleines Vokabelheft an, und man wird es nach der Lektüre dieses Buches gefüllt haben mit Wortarrangements wie: porzellanklimpernd, Wesen-Gewusel, Krümelkram, bedösen, hinzutändeln, Psycho-inlet. Letzteres für Seele und Gemütszustand. Das Psycho-inlet mittels des richtigen Guckens und das richtige Gucken mittels des Psycho-inlets zu heilen, das wäre sehr frei nach Oscar Wilde und in der Terminologie des Künstlers Horst Janssen das Rezept gewesen, die Lebensanleitung, hätten da nicht andere Mittel sich immer wieder zwischen Inlet und Outlet gesetzt.

Es gibt Zeitgenossen, zu denen im Moment auch der Rezensent zählt, die sind überzeugt, dass Janssen mit dem Schreibstift Bedeutenderes geschaffen hat als mit dem Zeichenstift oder Radiergriffel. Er war einer der ganz großen Epistolographen des letzten Jahrhunderts, vielleicht – medienbedingt – sogar der letzte. Dieses Blätterwerk wird auf rund 20 000 Briefe geschätzt und erreicht damit ungefähr den Pegel des zeichnerischen Oeuvres. Und im wahrsten Sinne war Janssen ein Epistolographer, denn es ging von ihm kein Brief ohne Randzeichnung raus.

Weiterhin, im Medium Schrift bleibend: Er hat hinreißend sein Leben nachgedichtet. Und es hat vielleicht keinen Künstler gegeben, der so witzige, aber auch so zer- und verstörende Bildunterschriften erfunden hat. Paul Klee, wird eingewandt. Gut, Klee ist ein ernsthafter Konkurrent auf dem Gebiet des so dahingeschriebenen und gleichzeitig höchste Anforderungen stellenden Titels: „dort war einmal ein Gemüsegarten“, das könnte auch von Janssen stammen, aber „Wenn Du magst ... bleib doch“, das ist nur von Janssen zu haben und „Selbst-innig“ und „Selbst, nur so“ erst recht. Im Grunde hat er alles adressiert, was er schuf: an andere und an sich selbst, und der Unterschied ist oft nicht sehr groß.

Aber hätte man alles Lang- und Kurzschriftliche gesichert, bliebe immer noch ein riesiger Verlust: die wörtliche Rede. Joost van den Vondel hat ein Gedicht auf ein Rembrandt-Porträt des zu seiner Zeit berühmten Predigers Anso mit dem Befehl begonnen: „Rembrandt, mal Anso's Stimme!“ Jetzt erfahren wir von Janssens Biographen Henning Albrecht, dass eine Freundin ihre Telefonaufnahme mit dem Künstler mitgeschritten hat. Das wär's: zehn CDs Originalton Janssen – flaches Nölen, scheinbar auf Dauer gestelltes „Nur so“ – und dann wie ein Blitz ein Aperçu, gefolgt von einer selbstverliebten Pause für den Beifall. Schade, dass er die Cover nicht mehr entwerfen kann. Janssen, zeichne Janssens Stimme!

Janssen hieß in England „a wit“, und Laurence Sterne wäre sein Vormund. Dass Sterne auf der ersten Seite seines Romans die Zeugung des Titelhelden Tristram Shandy mit dem Zwischenruf der Mutter unterbrechen lässt: „Hast du auch nicht vergessen, die Uhr aufzuziehen, lieber Mann?“ – das hat Janssen gefallen. Mal abgesehen davon, dass Janssen vom Akt seiner Zeugung und vor allem von seinem Vater nichts wusste. Als er viele Jahrzehnte später erfährt, dass es sich um einen Vertreter gehandelt hätte, wollte er in einer großen Zeitungsanzeige dessen Vaterschaft widerrufen und als seine echten Erzeuger Dürer, Hokusai und Menzel einsetzen lassen.

Die Mutter konnte Janssens Lebensuhr nicht lange aufziehen helfen, sie starb früh, und ihr Sohn musste das schon selbst besorgen, so sehr selbst, dass er es den Lebensabschnittsbegleitern unendlich schwer machte, um ihnen und der Welt kundzutun, wie schwer er es hatte. Das mit dem „Sich-selbst-Erfinden“ ist mittlerweile ziemlich abgegriffen, aber hier wollen wir es dem Biographen durchgehen lassen, dass er es so oft benutzt: Janssen hat sich nach jedem Kind, nach jeder Frau, nach jeder Ehe (eine dauerte zwei Wochen), nach jeder Phase, nach jeder Ka-

tastrophe und nach jedem Absturz in Alkohol und Medikamentenmissbrauch neu erfunden, man könnte auch sagen: neu erzeugt, biographisch und künstlerisch. Und blieb doch Janssen: nicht das letzte Künstleroriginal, aber das letzte Künstleroriginal, das an Originalität glaubte und sie öffentlich produzierte.

In Hamburg, seiner Stadt, existierte parallel zu ihm eine Künstlerin, die vom anderen Ende des sozialen Spektrums kam und Originalität als die Erbsünde der Kunstgeschichte bekämpfte. Hanne Darboven ist ihr Name, auch sie kritzelte und strichelte wie ihr Antipode, aber sie strich die Daten eines gedruckten Kalenders aus, während Janssens Tagewerk letztlich Tagebuch, wenn nicht Krankenakte war.

Horst Janssen hat nun also seine Biographie erhalten, sechshundert Seiten lang, die Anmerkungen nicht mitgezählt, ähnlich reichhaltig und polymorph wie der Künstler selbst. Der Autor, ein Spezialist im Fach Lebensbeschreibung, hat sich sehr tief ins Material gekniet beziehungsweise dieses erst einmal ans Tageslicht gefördert.

Er hat ebenso viel Neues oder wenig Bekanntes mitzuteilen wie Falsches oder Verbogenes zurechtzurücken. So etwa die falschen Informationen, die Janssen selbst austreute: Was Geschichte und besonders die eigene angeht, folgte er dem Grundsatz: Wahr ist egal, gut muss die Geschichte sein. Dass trotzdem, auf der Basis überprüfter Wahrheiten und neuer Erkenntnisse, eine gute Geschichte daraus geworden ist, gilt es hoch anzuerkennen.

Die Hamburger können dieses Gesellschaftsbild ihrer scheinbar nicht verrückten Stadt mit Gusto lesen, die „Aushemischen“ dürfen staunen. „Wo haben Sie das nur her?“, so würden ihn immer die Männer in seinen Ausstellungen fragen, sagte Janssen einmal. Wo hat Albrecht das alles nur her? Eine Antwort lautete zum Beispiel „STAHH (für: Staatsarchiv Hamburg), 331-1 II Polizeibehörde II, vor. Sign. Mordhandakte 1953 Janssen“ – Mordhandakte Janssen? Alles Weitere im Buch nachzulesen. Der Autor hat sechzig Zeitzeugen befragen können, und er hat Lebensgefährtinnen (bis auf eine, verstorbene) interviewt, was nicht gleich sechzig, aber doch eine Zahl im niederen zweistelligen Bereich ergibt.

Janssen war freundschaftssüchtig, aber als Egomane nicht unbedingt freundschaftsbegabt, jedoch konnte wohl kaum jemand die unvermeidlichen Kränkungen, Ausfälle, Treuebrüche genialer zurücknehmen und scheinbarer ungeschehen machen als dieser Virtuose des „Verlass mich nicht!“. „Schenk-Chaos“ nannte das Fritz J. Raddatz. Was die Gattungen und Techniken der Künste anbelangt, war Janssen nicht wirklich erfinderisch. Er nahm immer gerne, was sich bewährt hatte, solange er sicher war, dass sein Lebenszeichen, der auf- und abschwellende Strich, die bald dynamische, bald verzweifelt brüchige Linie transportiert wurde.

Aber das Genre des künstlerischen Kniefalls, der exzessiven Bitte um Vergebung, das ist Janssens große Spezialität – man könnte eine eigene Ausstellung zu dem Thema „Janssen entschuldigt sich“ veranstalten. Dass der frühere Mitherausgeber dieser Zeitung, Joachim Fest, ein Antipode in fast jeder Hinsicht, es so lange mit ihm aushielt (und Janssen mit ihm) und zum Empfänger manch zerkürschter Gabe wurde, das hatte eines der schönsten und klügsten Bücher im Fach „Schwierige Menschen in meiner Nähe“ zur Folge. Und es hat jetzt Konkurrenz bekommen. WOLFGANG KEMP

Henning Albrecht:
„Horst Janssen“.
Ein Leben.

Rowohlt Verlag,
Reinbek 2016. 719 S.,
Abb., geb., 29,95 €.



Tagewerk als Krankenakte: Horst Janssen bei der Arbeit, Hamburg 1990 Foto Interfoto



Vier Ehen, elf legitime Abkömmlinge: Matthias Buchinger (1674 bis 1739) gestaltete Gesichter und Frisuren mit mikroskopisch kleinen Schriftzeichen, die Psalmen oder Gebete wiedergaben, wie hier im Ausschnitt seines Selbstporträts zu sehen ist. Abb. a. d. bespr. Band

Der kleinste größte Deutsche aller Zeiten

Und die Frauen liebten ihn: Der amerikanische Zauberkünstler Ricky Jay würdigt das Werk des skurrilen Multitalents Matthias Buchinger – einem Franken, der nur so hoch wie ein Tisch war und weder Hände noch Füße hatte.

Der Mann war mit Begabungen reichlich gesegnet. Er spielte Oboe, Flöte, Dudelsack, Pauke, Hackbrett und Trompete. Er konnte die Hornpipe tanzen. Er war ein Kegelbruder und Kartenspieler von höchstem Grad, ein meisterhafter Pistolenschütze, ein bewunderter Zauberkünstler und ein hochbegabter Zeichner oder besser gesagt: ein Mikrokalligraph der Meisterklasse. Mit haarfeinen Strichen fertigte er Heiligenbildchen, Familienwappen, Stammbäume vornehmer Geschlechter oder aber Porträts, bei denen die Gesichter und Frisuren der dargestellten Personen von mikroskopisch kleinen Schriftzeichen durchzogen waren, die Psalmen oder Gebete wie das Vaterunser wiedergaben.

Viermal war Matthias Buchinger verheiratet. Elf legitime Abkömmlinge schenkten ihm seine Ehefrauen. Von bis zu siebzig weiteren Kindern mit diversen Geliebten ist die Rede. Gewiss ist das übertrieben. Aber Buchingers tatsächliches oder vermeintliches Sexualleben war legendär. Das „Classical Dictionary of the Vulgar Tongue“ von 1788 enthält ein Lemma „Buckingers Boot“. Gemeint war „a woman's commodity“, sprich: das „Kleinod der Frau“.

Der Erwähnung wäre all dies kaum wert, wäre Buchinger nicht das gewesen, was man damals landläufig einen Krüppel nannte. Er wurde ohne Hände und Füße geboren und maß nur vierundsiebzig Zentimeter. „Wenig mehr als der Rumpf eines Mannes, denn er hatte lediglich zwei kleine Auswüchse an den Schultern, die eher den Flossen eines Fisches glichen als den Armen eines Men-

schens“, heißt es bei einem frühen Biographen.

Buchinger wurde 1674 im mittelfränkischen Ansbach unweit von Nürnberg geboren. Er war das jüngste von neun Kindern. Seine Jugend liegt weitgehend im Dunkeln. Es heißt, seine Eltern hätten ihn anfangs regelrecht versteckt. Fest steht, dass er nicht als „Laune der Natur“ herangereicht und ausgestellt wurde. Stattdessen soll er eine vernünftige Bildung erfahren haben. Als er freilich 1708 in Nürnberg beim Rat der Stadt um die Erlaubnis bat, auf der Neujahrsmesse eine „Budik“ aufzustellen und seine Künste dort vorführen zu dürfen, wurde er negativ beschieden.

„Der schwangeren Frauen halben“ könne er nur in einem Gasthof und nicht unter freiem Himmel wirken. Man lebte eben in der Zeit der Theorie vom „mütterlichen Eindruck“. Nach ihr hätte sich der Anblick Buchingers auf die Föten werdender Mütter auswirken und zu Missbildungen führen können. Ein paar Jahre später fand diese „medizinische“ Lehre ihren Höhepunkt im Falle der Engländerin Mary Toft, die angeblich Kaninchen zur Welt gebracht hatte, weil sie solche Tiere zu Beginn ihrer Schwangerschaft gejagt und verspeist hatte.

Um 1717 verließ Buchinger Deutschland. Zunächst zog es ihn nach Paris. Dort gelang ihm ein Auftritt vor dem siebenjährigen Ludwig XV. Für das vorzügliche Honorar von hundertzwanzig Livre zeigte er das Becherspiel und kalligraphische Künste. Von Paris ging es nach London, wo er am Hof von König Georg I. um eine Audienz bat. Sie wurde ihm nicht gewährt, aber Buchinger lernte Robert Harley, den Ersten Earl of Oxford kennen, der zum Förderer des „kleinen Mannes aus Nürnberg“ wurde. Der freilich vermarkete sich selbst fortan als „The Greatest German Living“ und brachte es bis zu seinem Tod im Jahre 1739 ob seiner vielen Fertigkeiten zu erstaunlicher Popularität.

Noch bis zum 11. April dieses Jahres zeigt das Metropolitan Museum of Art

„Matthias Buchinger“.
The Greatest German Living. By Ricky Jay Whose Peregrinations in Search of the „Little Man of Nuremberg“ Are Herein Revealed.
Siglio, Los Angeles 2016.
160 S., Abb., geb., 39,- €.

in New York unter dem Titel „World Play: Matthias Buchinger's Inventive Drawings“ sechzehn Zeichnungen des alerten Franken aus der Sammlung des amerikanischen Zauberkünstlers, Schauspielers und Autors Ricky Jay.

Der gilt weltweit als der führende Buchinger-Experte. Seit 1982 trägt er Artefakte von und über seinen Helden zusammen. Schon früher ist er mit kleineren Essays über Buchinger in Erscheinung getreten. Jetzt hat er ihm eine üppig gestaltete Monographie gewidmet, die aus Anlass der Ausstellung im „Met“ herausgekommen ist.

Jay ist kein typischer Historiker. Er ist ein klassischer Geschichtenerzähler. Mit Schlüssen, Spekulationen und Bewertungen hält er sich zurück. Wie Buchinger musiziert, gezaubert, getanzt oder kalligraphiert hat, kann bis heute niemand zuverlässig erklären. Auch Ricky Jay weiß es nicht. Hat er Instrumente als Zeichenhilfen eingesetzt? Hat er sich eines Assistenten bedient? Hat er bei seinen Tricks Hilfsmittel eingesetzt, die seiner Zeit womöglich weit voraus waren? Da bleibt viel Raum für weitere Recherchen. Jays sorgsam zusammengetragene Fakten, die er aus der Perspektive eines Sammlers schildert, sind jedoch so unterhaltsam präsentiert, dass das Buch den Leser regelrecht aufsaugt.

Da ist die Geschichte vom Erwerb seines ersten Buchinger-Blattes aus den Beständen eines arroganten, alten amerikanischen Magiers. Da liest man von verstaubten Antiquariaten und ahnungslosen Antiquaren. Man besucht im Geiste Auktionen und zittert um den Zuschlag. Man erfährt vom Erwerb ethischer Buchinger-Kostbarkeiten aus der Sammlung eines skurrilen Arztes aus dem Saarland oder den gemischten Gefühlen bei Neuentdeckungen. Lange war Jay davon überzeugt, mit einer Zeichnung aus dem Jahre 1705 das älteste Buchinger-Ephemeron der Welt zu besitzen. Kurz vor Abschluss seines Buches tauchte in der königlichen Bibliothek der Niederlande allerdings ein Stück auf, das aus dem Sommer 1704 datiert. Es ist ein Kalenderblatt, das Buchinger gestaltet hat.

Aber es kommt noch besser. In Hamburg wird eine bisher unbekannte Buchinger-Trouville verwahrt, die aus dem Jahre 1701 datiert. Es handelt sich um ein kleines Bild des gekreuzigten Christus. Buchinger hat es in Bremen gezeichnet. Ohne Hände und Füße, wie er vermerkt hat. Wie aber dann? PETER RAWERT

Bitte nicht wegsehen!

Markus Breitscheidel kennt die Gewalt in der Familie

Es ist die Geschichte eines vom Vater aufs schlimmste misshandelten Kindes. Auch seine beiden Brüder und die Mutter wurden schwer misshandelt. Der Titel eines anderen Buches, das zwei Gerichtsmediziner geschrieben haben, kommt einem unwillkürlich in den Sinn: „Deutschland misshandelt seine Kinder“. Markus Breitscheidel hat seine Erfahrungen mit einem prügelnden Vater in den siebziger und achtziger Jahren gemacht. Die Gewalterfahrungen, die Väter im Krieg, durch den Krieg und durch die Zeit des Nationalsozialismus gemacht und verinnerlicht hatten, gingen in den Familien weiter.

Die Mutter des Autors wehrte sich nicht, kehrte sogar zum Vater zurück, als der versprach, nicht mehr zu trinken, denn Alkoholexzesse spielten bei den Gewalttaten eine wichtige Rolle. Es gab zahlreiche Mitwisser: die Eltern der Mutter, verblendet durch die Vorstellung, dass eine Frau bei ihrem Mann zu bleiben habe, die ihre Tochter und die Enkelkinder immer wieder zum prügelnden Ehemann zurückschickten. Nachbarn, die wussten und doch schwiegen. Aber auch ein mutiger Nachbar, der den Vater zur Rede stellte, was traurigerweise noch mehr Gewalt für den Sohn zur Folge hatte. Der Pfarrer, der dem geprägten Kind einredete, der Vater würde es sicher zu Recht strafen.

Diese Beschreibungen kennt man aus der Behandlung zahlreicher Opfer von häuslicher Gewalt – man liest sie trotzdem mit Fassungslosigkeit. Die Opfer kommen in die psychiatrische oder psychotherapeutische Behandlung mit schweren Folgeschäden ihrer Kindheitserfahrungen. Lange Zeit wollten Fachleute davon nichts wissen: dass Alkohol- und Drogenmissbrauch, schwere Depressionen, Panik und andere Angsterkrankungen, aber auch viele andere psychische und psychosomatische Erkrankungen mit Erfahrungen von Gewalt – und sexualisierter Gewalt – in Kindheit und Jugend zusammenhängen. Dass durch derartige Erfahrungen das Stressverarbeitungssystem schwer geschädigt sein kann, so dass solche im wahrsten Wortsinn geschlagene Menschen selten zur Ruhe kommen können. Und ihrerseits – auch das ist leider wahr – wiederum ihre Kinder misshandeln.

Bereits in den Jahren 1785/86 schrieb Karl Philipp Moritz seinen psychologischen Roman „Anton Reiser“, in dem es um Misshandlungen des Protagonisten ging und die sich daraus ergebenden Folgen. Schon Moritz wollte seine Leser wach machen. Dies ist auch das Anliegen von Breitscheidels Buch. Seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat sich zwar einiges zum Besseren entwickelt, aber leider bei weitem nicht genug. Breitscheidel stellt wichtige Fragen: „Wozu haben wir, unsere Mutter, Wolfgang, Oliver und ich, das so lange mitgemacht? War es der Luxus der siebziger Jahre? War es das vorherrschende Statusdenken? Die sechziger Jahre mit dem ‚Haste was, biste was‘-Modus? Oder waren es die fünfziger Jahre schon, in denen nur nach vorn und nicht zurück gehen werden durfte? Oder gar die vierziger mit Krieg und Nachkriegszeit?“

Vermutlich waren es vor allem die vierziger Jahre, die Spuren in den Eltern hinterlassen haben: Gewalt weiterzugeben, indem man selbst Gewalt ausübt oder indem man sich duckt und die eigenen Kinder nicht schützt. Aber auch dieses Jahrzehnt ist nicht der Anfang. Man lese „Der Untertan“ von Heinrich Mann, erschienen kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Man lese, um noch weiter zurückzuschauen, „Hört ihr die Kinder weinen“ von Lloyd de Mause, hier beschreibt der Autor Kinderelend über die Jahrhunderte. Das Buch erschien auf Deutsch zuletzt 1990, seither hat es keine Neuauflage mehr gegeben.

Hinschauen tut weh, Aufbegehren macht Angst: Aus psychoanalytischer Sicht gibt es die Identifikation mit dem Aggressor, man verhält sich schließlich wie der Täter. Andere wiederum haben Angst, das Unrecht beim Namen zu nennen, sich zu wehren. Eigene zerstörerische Tendenzen anzuerkennen ist ebenfalls eine Herausforderung, der sich viele nicht stellen mögen – gleichwohl es Angebote von Beratungsstellen, Kinderschutzzentren und Frauenhäusern gibt.

Markus Breitscheidel hat als Undercover-Autor in der Wallraf-Nachfolge drei Bücher veröffentlicht, über den Alltag in Pflegeheimen und prekäre Arbeitsverhältnisse. „Nicht auf den Kopf“ ist sein persönlichstes Buch. Es möchte dazu einladen, sich in das Elend der Betroffenen hineinzuversetzen. Er appelliert an seine Leser, nicht wegzusehen, wenn in der Nachbarschaft „geschrien, geschlagen, um Hilfe gerufen, erpresst, geprügelt, abgelehnt, gedemütigt, ausgegrenzt oder geächtet“ wird. Breitscheidel erbitet Mitgefühl, weil Mitgefühl nach allem, was wir heute wissen, das ist, was wir am meisten benötigen. Im Nachwort von Sabine Andresen und Cordula Lasner-Tietze finden sich Informationen zum Kinderschutz. Ein informatives, ein mutiges Buch. LUISE REDDEMANN

Markus Breitscheidel:
„Nicht auf den Kopf!“
Meine persönlichen Erfahrungen mit Gewalt in der Familie.
Econ Verlag, Berlin 2016.
208 S., geb., 19,99 €.